

# ACADEMIA

REKTORATSREDE

VON

PROF. ORD.

DR OTTO IMMISCH

FREIBURG IM BREISGAU  
SPEYER @ KAERNER, UNIVERSITATSBUCHHANDLUNG

1924

Beim öffentlichen Beginn meines Amtsjahres darf ich wohl einige Gedanken vortragen, wie sie gerade dem Philologen kommen über die Körperschaft selbst, die er zu vertreten die Ehre hat, vom Fach her, über Wort und Begriff der Akademie. Eine akademische Korporation sind wir, verleihen ein akademisches Bürgerrecht, und unakademisch nennen wir das uns Wesensfeindliche. Wie steht es mit dem geschichtlichen Grunde dieser Ausdrücke?

Äußerlich ist der Ausgangspunkt klar. Akademie, das ist ein attischer Flurname. Die nach einem Heros Akademos so benannte Gemarkung liegt ganz nah nordwestlich bei Athen, am Fuß des durch Sophokles' Person und Dichtung so berühmten Kolonos Hippios. Dort hat, etwa um 385, der Philosoph Platon in einem Gartengrundstück seine Schule begründet, lebte dauernd an dieser Heimstätte seines Wirkens, ist dort auch gestorben und begraben. Noch gegen Ausgang des Altertums gehört der Garten am Kolonos zum Stiftungsbesitz der längst in die Stadt selbst verlegten akademischen Schule. Erst im Jahre 529 fiel er mit dem übrigen an den Fiskus, als ein Edikt Justinians die Akademie von Athen schloß, nach über 900jähriger Dauer, die inzwischen neuplatonisch gewordene Akademie, in deren Zufluchts-hafen seit Generationen schon sich alles sammelte, was die hinsinkende heidnische Antike an letzten Lebenskräften noch aufzuwenden hatte. 529, das ist das eigentliche Abschlußjahr für das geistige Altertum. Es ist einer der sinnigsten Synchronismen der Weltgeschichte, daß es zusammenfiel mit dem Gründungsjahr von Benedikts Kloster in Monte Cassino, dem Ausgangspunkt oder mindestens dem Symbol für ein neues Zeitalter auch in der Geschichte der Wissenschaft.

Wir stellen weiter fest: Platons Schule, obwohl selbst nicht ohne Vorformen im Pythagoreischen Ordenswesen und vielleicht auch anderswo (was wir hier beiseite lassen), ist anerkanntermaßen das zwar mannigfaltig abgewandelte, stets aber irgendwie mitwirkende Prototyp geworden für die nachfolgenden Philosophenschulen und damit für allen antiken Hochschulbetrieb überhaupt, auch z. B. für eine Forschungsanstalt wie das alexandrinische Museum der Ptolemaeer, welches nach-

weislich eine geistige Filiale des Peripatos war, d. h. der Schule des Platonschülers Aristoteles. — Die Frage ist nun: Wie stehen zu diesen antiken Vorgängern die modernen Akademien und Universitäten? Liegt da bloße Namensübertragung vor, antikische Mode, wie wir Gymnasien haben und Lyzeen und anderswo auch das Athenaeum des Kaisers Hadrian? Oder aber: Hat da auch sachlich eine lebendige Tradition sich ausgewirkt? Verbindet ein geistiges Band auch uns heutige Akademiker noch innerlich mit der Hochgestalt des antiken Ardegeten und mit dem Sinne seines Werks?

Zwischen der Antike und uns stehen die Universitäten des Mittelalters, deren Nachfolgerinnen die heutigen sind, zu einem Teile die unmittelbaren Nachfolgerinnen, was sich besonders in den Einrichtungen der so konservativen alten Universitäten Englands abspiegelt. Wir besitzen über die mittelalterlichen Hochschulen ausgezeichnete neuere Werke. Ich nenne Denifle und Rashdall und für das deutsche Gebiet Georg Kaufmann<sup>1</sup>. Aber nirgend ist m. W. ernsthaft und zusammenhängend untersucht worden, inwieweit sich Mittelalter und Antike in diesem Fall verknüpfen lassen. Freilich vermißt man auch umgekehrt in den philologischen Arbeiten von Zumpt, v. Wilamowitz und John Walden<sup>2</sup> den Ausblick vom Altertum her auf das Mittelalter. Heinrich Denifle, über dessen Leistung in anderer Hinsicht Worte des Lobes überflüssig sind, sieht in der mittelalterlichen Universität durchaus die Eigenschöpfung des christlich-mittelalterlichen Geistes und fordert zum Schluß uns Heutige auf, dankbar auf das 12. und 13. Jahrhundert zu blicken, da ebendort, wie er es formuliert, »die Anfänge der gelehrten Gesellschaften und die Keime des gelehrten Unterrichts der späteren Epochen liegen«. Ich möchte glauben, dem Blicke eines solchen Kenners wäre die Antike nicht in diesem Maße entschwunden, bestünde nicht leider in der historischen Literatur eine ganz bestimmte und sehr fühlbare Lücke. Es fehlt noch durchaus an einer urkundlichen Gesamtdarstellung des Byzantinischen Hochschul- und Bildungswesens, und ohne ausreichende Kenntnis der großen oströmischen Bewahrerin und zugleich Vermittlerin antiker Traditionen muß vieles dunkel bleiben. Ich selbst bin

---

<sup>1</sup> H. Denifle, Die Entstehung der Universitäten des Mittelalters I (Berlin 1885); Rashdall, The universities of Europe in the middle ages I und II, 1 u. 2 (Oxford 1895); G. Kaufmann, Die Geschichte der deutschen Universitäten I (Stuttgart 1888), II (1896).

<sup>2</sup> Zumpt, Über den Bestand der philosophischen Schulen in Athen und die Succession der Scholarchen, Abh. der Berliner Akad. (von 1842 u. 43) 1844, 27 ff.; v. Wilamowitz, Antigonos von Karystos (Berlin 1881) 261 ff.; John Walden, Universities of ancient Greece (London 1912). Auch mein Vortrag in den N. Jahrb. f. Phil. u. Pädag. II 1894, 421 ff. berücksichtigte das Mittelalter nicht.

natürlich sogar über beide Mittelalter viel zu spärlich unterrichtet, um eingreifen zu können. Doch weiß ich, vom Altertum herkommend, immerhin so viel, um das Problem zu sehen und um die Frage nach dem Zusammenhang stellen zu dürfen. Heute bescheide ich mich mit dem Hinweis auf einige Übereinstimmungen, solche von wesentlicher und auch solche von minder wesentlicher, doch aber bezeichnender Art.

Vor allem: die mittelalterliche Universität ist eine Korporation. Universitas Studii, die Gesamtheit der Magister und Scholaren, das ist damals gleichbedeutend mit corpus, collegium, societas, communio, consortium. Nun: auch schon die antike Hochschule hatte die gleiche, keineswegs notwendig aus den Dingen selbst sich ergebende organisatorische Grundform, auch sie ist eine Korporation. Nach Namen und Rechtssinn stellt sie dar, was griechisch ein *θίασος* heißt, einen Kultverband. Es erübrigt sich, das wie es scheint nicht bloß für Laien gefährliche Gebiet der juristischen Begriffsunterscheidungen zwischen Korporation, Genossenschaft und Verein zu betreten. Halten wir uns rein beschreibend an die Phaenomena. Thiasoi gab es von mancherlei Art, kultisch sind sie in irgendeiner Hinsicht sämtlich. Das ist die einmal gefundene, allgemeine Dauerform des griechischen Vereinswesens überhaupt, mögen die Vereine nun ideale Zwecke verfolgen oder wirtschaftliche, das eine etwa als religiöse Verbände im engeren Sinne oder als Familiengenossenschaften, auch als politische, berufliche, Sports- und Geselligkeitsvereine (bis zu den Kneip- und Ulkgesellschaften herunter), das andere in den mannigfaltigen Verbindungen zu Erwerb und Kredit, zur Gegenseitigkeitsversicherung für Krankheiten und für den Sterbefall. In dieses buntentwickelte Vereinsleben gliedern sich auch die wissenschaftlichen Thiasoi ein. Ein Vorläufer des platonischen war vielleicht der von Sophokles begründete *θίασος ἐκ τῶν πεπαιδευμένων*, offenbar ein ästhetisch-literarischer Zirkel, dessen Kultgottheit, wie wir hören, die Musen waren. Die im Worte Thiasos gegebene sakrale Grundform erhält sich dauernd; noch im 6. Jahrhundert begegnet uns gelegentlich unter den sehr mannigfaltigen Bezeichnungen für die Studenten der Name *θιασῶται*, bei Prokop von Gaza (epist. 108; Walden 296).

Auch im platonischen Thiasos waren die Vereinsgottheit die Musen. Doch stand von altersher in der Akademie ein Altar des Eros, und wir wissen, daß die platonische Gemeinde auch diesen Gott verehrte, für sie das Symbol alles begeisternden Strebens nach der geistigen und ewigen Schönheit, als deren irdischer Abglanz ihnen die Körperschönheit galt. Später entwickelte sich in der Akademie wie auch in anderen Schulen der Kultus ihrer heroisierten Stifter als eine Art von Heiligenverehrung. — Hier gehen uns jetzt nur die praktischen Folgen der

kultischen Bindung an. Sie betreffen vor allem den Vereinsbesitz, indem der Grundstock des Stiftungsvermögens der betreffenden Gottheit gehört und dadurch unantastbar und stabil erhalten wird. Darum geschah denn auch Justinians Konfiskation nicht ohne den Schein des Rechts. Im christlichen Staat war die heidnisch=sakrale Grundlage der akademischen Stiftung hinfällig geworden.

Eine zweite Folge der sakralen Vereinsform war nicht minder wichtig, die Unabhängigkeit des griechischen Vereinswesens von den Staatsbehörden. Sie bedeutete im Philosophenthiasos nichts geringeres als die Freiheit der Wissenschaft. Nur von der religiösen Seite, vom Staatskultus her, war einem griechischen Vereine beizukommen, und das ist der Grund, weswegen politische Angriffe gegen einflußreiche Schulhäupter sich in die Form der Asebieklage zu kleiden pflegten. Im großen und ganzen blieb die so von vornherein gegebene Freiheit der Forschung von Bestand. Noch in der Kaiserzeit fällt einmal das Wort: Caesar non est supra grammaticos. Immerhin änderten sich doch die Dinge insofern, als nun auch Hochschulen mit kommunalen<sup>1</sup> und staatlichen Dotationen oder Privilegien oder beidem zugleich auftraten, womit also Korporationen von ganz oder teilweise öffentlich=rechtlichem Charakter und dementsprechend auch behördliche Kontroll- und Organisationsbefugnisse sich einstellten. Ein neuerer Inschriftenfund hat diese Verhältnisse z. B. für den alten athenischen Thiasos der Epikureer in der Zeit Hadrians sehr lehrreich beleuchtet (Diels, Arch. f. Gesch. d. Philos. IV 1891, 486 ff.). Durch Marc Aurel erhielten alle die vier alten Philosophenschulen Athens, Akademie, Peripatos, Stoa und die Epikureer, zu dem hinzu, was sie aus Stiftungs= und etwa aus kommunalen Mitteln zu leisten vermochten, staatlich dotierte Professuren. Diesen Typus der ganz oder überwiegend öffentlich=rechtlichen Korporation weist dann begreiflicherweise auch das oströmische Reich auf, in dessen Hauptstadt schon 425 Theodosius II. eine Akademie begründete. Sie hat nach wiederholtem Verfall und Aufstieg schließlich im 11. Jahrhundert unter Konstantin Monomachos eine in ihrer Art glänzende Erneuerung gefunden, also nicht allzu lange vor dem Aufblühen der westlichen Universitäten, so daß es schwer fällt sich vorzustellen, der Westen habe in jenen Jahrhunderten lebhaftesten Austausches diese byzantinische Verkörperung der antiken Traditionen völlig ignoriert. Natürlich war dort die heidnisch=kultische Bindung des Thiasos längst durch eine christlich=kirchliche ersetzt, wie das auch schon in den älteren christlichen Nachbildungen des heidnischen Hochschulwesens geschehen war. Um so weniger

<sup>1</sup> Vgl. Walden 87.

kann die abendländische Universitas, angesichts solchen Vorgangs, an den sie sich hinsichtlich ihrer korporativen Grundform wie das Glied einer Kette anschließt, lediglich eine spontane Neubildung sein. Vielsagend ist da schon der älteste Name für Universitäten, Studium Generale. Der ist im Ortssinn zu verstehen: die mit einem Monopol ausgestattete Zentralanstalt. In diesem Sinn nennt 1224 Friedrich II. sein Neapel so, das gerade in diesen Tagen das Jahrhundertfest beging. Hier ist nun schon Denifle selbst (11 ff.) auf Justinians Vorbild aufmerksam geworden, der genau im gleichen Sinne neben den zwei hauptstädtischen die alte Rechtshochschule von Beirut privilegierte. Dabei gab er der phönizischen Stadt den Titel Legum Nutrix, und wörtlich eben diesen Ehrentitel führte später im Abendland Bologna, schon im 13. Jahrhundert.

Betrachten wir nun das innere Leben der Stiftungen. Sie gestatteten, auf eigenem Grundbesitz Anstalten einzurichten mit Wohnräumen für einen engeren Kreis wissenschaftlicher Forscher und Lehrer, mit Auditorien, Sammlungen von Büchern, Landkarten und Naturalien. Platons Akademie scheint sogar etwas wie einen eignen Schriftenverlag gehabt zu haben. Das Schulvermögen war zum Teil in der vorhin erwähnten Art sakral gebunden, zum Teil vererbte es fideikommissarisch auf die Person der auf Lebenszeit bestellten Scholarchen. Der Umstand, daß es auch Schulvorstände ohne einheimisches Bürgerrecht geben konnte, wie gleich Aristoteles, nötigte da zu einer gewissen Mannigfaltigkeit und Elastizität der Formen, auch hinsichtlich der Bestellung der Nachfolger. Doch bildeten sich feste Traditionen des akademischen Lebens deutlich genug aus, wobei aber stets, was wir heute Akademie und was wir Universität nennen, in eins zusammenging. Neben lernender Jugend traten auch selbständige Gelehrte in die Körperschaft ein. Solche wie auch fortgeschrittene Hörer waren unter und neben dem Oberhaupt als Lehrer tätig oder sie waren mit planmäßig verteilten Aufgaben der Forschung betraut. Mancherlei Chargen gliederten den Verband, auch in Rücksicht auf sein wirtschaftliches und auf sein geselliges Leben, das man zur Ausspannung des Geistes pflegte. Da fehlten die akademischen Banketts nicht, deren künstlerische Verklärung selbst in Platons berühmtem Symposion als ein Nebenzweck beabsichtigt sein dürfte. Haben doch Aristoteles und andere Meister es sogar nicht verschmäht, den Trinkgesetzen eigne Schriften zu widmen. Man darf schon sagen, die antike Tradition in der heutigen Universität geht in gewissem Sinne bis zum Kommersbuch und Kommentar herunter, und auch da wird (in der Goliardendichtung) ein und das andere mittelalterliche Verbindungsglied kenntlich. Auch akademische Feiern mit einem Redeaktus kennen wir:

die Geburtstage der heroisierten Stifter waren der Anlaß. — Wichtiger aber als all dies ist natürlich ein anderer Grundgedanke, der sich aus der korporativen Struktur ergab: die Organisation von Großbetriebsformen der Wissenschaft, durch das Mittel der Arbeitsteilung, zum Zweck der Universalität der Forschung. Das ist ein dauerndes antikes Erbeil alles echt akademischen Wesens, wenn es auch je nach dem Geiste der Zeiten und ihrer Auffassung von der Hierarchie der Wissenschaften in sehr verschiedener Weise ausgestaltet worden ist, anders im Mittelalter unter der Herrschaft von Metaphysik und Theologie, anders in der Neuzeit. Akademische Festredner deuten diese organisierte Totalität auch heute noch gern in den Namen Universitas Litterarum selber hinein, sachlich nicht ohne Grund, dem Worte nach mißbräuchlich, weil Universitas eben an sich lediglich Korporation bedeutet, nicht auch die soeben beschriebene Auswirkung des Korporationsgedankens. In einem mit Recht viel zitierten Aufsatz von 1884 hat Hermann Usener gerade diese organisatorische Leistung der antiken Wissenschaftsverbände geschildert (Votr. u. Aufs. 69 ff.). Nur von hier aus werden in der Tat die erstaunlichen Unternehmungen der aristotelischen Schule verständlich, jene großen Sammelwerke über griechische Verfassungen und Gesetzbücher, über die Geschichte der Philosophie wie auch verschiedner Einzelwissenschaften, über die Quellen der Literatur, insonderheit der Theatergeschichte, vor allem aber die für zwei Jahrtausende entscheidenden biologischen Grundwerke mit ihrer bewährten Methode, in besonderen Schriften die Sachbefunde selber deskriptiv und klassifizierend vorzulegen unter dem Namen *ιστορία* (weshalb man noch heute von Naturgeschichte redet), und davon getrennt in andern Schriften die Ätiologie dieser Befunde. In dieser mannigfaltigen Gliederung des Wissenschaftsbetriebs sind die fachlichen und die Fakultätsgliederungen des Mittelalters und der Neuzeit gleichsam schon vorgeformt: in den Hochschulen der Spätantike mit ihren dotierten Fachprofessuren und fest umschriebenen Lehraufträgen ist es in noch ausgeprägterer Weise der Fall. Diese späten Hochschulen zeigen dann auch in der andern Seite des Korporationslebens, in der Gliederung der Personen und in den Geselligkeitsformen, besonders deutlich die Gleichartigkeit. Da sind die studentischen Landsmannschaften oder »Chöre« mit ihrem in den späten Quellen oft geschilderten Übermut, ihren groben Depositionsspässen, ihrem Couleurwesen und Keilbetrieb, ihrer Zech- und Rauf lust, in all dem, wenn auch die Verbindungsglieder sich noch nicht fixieren lassen, schwerlich ganz ohne traditionellen Zusammenhang mit den entsprechenden mittelalterlichen und modernen Erscheinungen. Doch muß natürlich anerkannt werden, daß gerade in diesen Dingen die Annahme spon-

taner Parallelbildung sehr oft und vielleicht überwiegend das Richtige treffen wird.

Minder Problematisches ergibt sich, wenn wir uns dem Lehrstoff selbst und der Lehrmethode zuwenden. Da darf man nur an den einen Namen Aristoteles rühren oder an das System der Septem Artes Liberales, und das Hinüberwirken der Antike ins Mittelalter liegt so offenkundig zu Tage, daß man sich wundern muß, wie bedeutende Forscher diese natürlich auch ihnen ganz geläufige Tatsache der stofflichen Tradition für vereinbar halten mochten mit einem traditionslosen Neuaufbau des äußeren Gehäuses und der Betriebsformen. Was die Methoden angeht, so steht es da schon jetzt viel besser. Hier mußte die profunde Gelehrsamkeit, die Martin Grabmann der Geschichte der scholastischen Methode gewidmet hat (I Freiburg 1909, II 1911), schon weil sie bis auf die Patristik zurückgriff, von selber auf das hinführen, was er die antik-philosophischen Schichten nennt. Doch bleibt auch da manches zu ergänzen. Zum Beispiel ist geradezu grundlegend die Eigenart der antiken Hochschule, daß der Lehrvortrag stets an ein Buch anknüpft, das gelesen und erklärt wird. Lehrschriften dieser Art sind die uns erhaltenen Pragmatien des Aristoteles, sind z. B. auch die Elemente Euklids. Solche Schriften haben zunächst eine ganz eigenartige Publizität, nämlich die beschränkte der Schule. Sie sind deren geistiges Gemeingut, so sehr, daß z. B. Eudem zu der nach ihm benannten Ethik nur die literarische Fassung beisteuern, im Inhalt dagegen die Ethik des Meisters Aristoteles (und zwar auf einer früheren Stufe ihrer Ausgestaltung) im wesentlichen wiederholen, ja drei ganze Bücher davon sogar wörtlich übernehmen kann. Auch für derartige Vorgänge bietet das Mittelalter Analogien, die vielleicht noch für ein und die andere scholastische Echtheitsfrage fruchtbar werden können. Denifle hat einmal eine besondere Untersuchung verfaßt über das Buch, das Buch κατ' ἐξοχήν, welches dem theologischen Unterricht in Paris offiziell zu Grunde lag. So sehr herrscht auch im Mittelalter als die Hauptlehrform die Lectio oder Praelectio, das Vorlesen von Schulschriften im Schülerkreise. Es wirkt noch heute nach, wenn die akademischen Lehrvorträge, obschon sie längst Art und Wesen gewechselt haben, doch immer noch insgesamt »Vorlesungen« heißen. Wer wird nun glauben, eine derartig eingreifende didaktische Absonderlichkeit (denn eine solche ist es doch) sei traditionslos und spontan im Mittelalter ein zweites Mal neu erzeugt worden?

Manch andere methodische Besonderheit tritt noch hinzu, jetzt leichter erkennbar, seit mit dem Abschluß der Berliner Akademieausgabe der Aristoteleskommentare der Einblick in den spätantiken und byzantinischen Schulbetrieb bequemer geworden ist. Grabmann streift

einmal ganz kurz (II 14) den sogenannten Accessus, das ist das in stereotyper Disposition durchgeführte Einleitungsschema, womit der Magister Artium die Lektüre eines Textes zu eröffnen pflegte. Grabmann ist hier schon von Weyman daran erinnert worden (Hist. Jahrb. 35, 1914, 832), daß dieser Accessus, genau in der gleichen Weise gegliedert, bereits in den antiken Aristotelesvorlesungen üblich gewesen ist<sup>1</sup>. Es ist da sogar noch weiter zu kommen, nach beiden Seiten hin. Einmal zeigt sich, der Accessus hat sich von der Philosophie im späteren Altertum auch auf die Philologie ausgebreitet; denn wir finden ihn nun auch in der Dichterexegese, in den Scholien zu Homer und Hesiod und bei den Römern zu Virgil. Andererseits, der Accessus läßt sich sogar noch über das Mittelalter hinaus verfolgen. Ich war nicht wenig erstaunt, einer hinreichend deutlichen Spur dieses alten Bekannten noch im Jahre 1576 in der Helmstedter Instruktion für den Professor der Poesie wiederzufinden, also noch an einer der Reformationsuniversitäten<sup>2</sup>. Die Kette der Tradition liegt in diesem Einzelfall wohl besonders deutlich zu Tage. Und solche Beobachtungen ließen sich, ist erst einmal der Blick darauf eingestellt, mit Leichtigkeit vermehren. Besonders wird das der Fall sein auf dem Gebiet, das im Mittelalter neben den Praelectiones am lebhaftesten gepflegt worden ist, das bis tief in die neueste Zeit hinein wirkende, auf dem aristotelischen Organon ruhende Disputationswesen. Letzten Endes lebt in diesen Streitgesprächen, und zwar recht munter, der uralte agonale Grundtrieb des griechischen Geistes weiter, jener zuerst von Nietzsche in seiner Bedeutung erkannte Wettkampfeifer, den das Hellenentum wie in seinen künstlerischen so auch in seinen Wissenschafts- und Bildungsbestrebungen unermüdlich zum Ausdruck bringt. Ich will indessen diesen kurzen Überblick lieber mit etwas anderem abschließen, an sich einer rechten Äußerlichkeit, die aber besonders bezeichnend scheint. Der Unterschied zwischen Ordinarien und Extraordinarien wird in den alten Universitäten öfter durch das Nebeneinander von Doctores de mane und Doctores de sero ausgedrückt. Die Vormittage wurden nämlich den anspruchsvolleren und verbindlichen Stoffen, die späteren Tagesstunden einem leichteren und freieren Unterricht gewidmet. Mir scheint es einleuchtend, daß da eine weitverbreitete Überlieferung über Aristoteles mit im Spiele ist, die in ihrer Art berühmte Geschichte vom *ἑωθινός* und *δελτινός περίπατος*: vormittags die strenge apodiktische Wissenschaft, nachmittags die minder subtilen und minder abstrakten Lehr-

<sup>1</sup> Vgl. Verf. im Philol. LXIII, 1904, 33 ff.

<sup>2</sup> Fr. Koldewey, Geschichte der klass. Philologie auf der Universität Helmstedt (Braunschweig 1895), 20f.

gegenstände Rhetorik und Politik. Zur »Philosophia remotior« war bei Aristoteles der Zutritt beschränkt (privatim oder privatissime), die mehr dialektischen Nachmittagsvorlesungen wurden »publice« dargeboten, »iuvenibus vulgo sine dilectu«. Wiederum wird man nicht verkennen wollen, daß in derartigem Fall die gleichen Sachverhalte und Bedürfnisse gewiß auch unabhängig gleichartige Lehrgepflogenheiten erzeugen konnten. Man muß indessen überlegen, daß die erwähnte Überlieferung nicht etwa nur eine beliebige Gelehrtenanekdote darstellt, sondern daß es Aristoteles ist, von dem sie handelt, fürs Mittelalter »il maestro di color chi sanno«. Ferner wurde gerade an diese Geschichte ätiologisch angeknüpft die Entstehung des sachlich so wichtigen Gegensatzpaares »esoterisch« und »exoterisch«, dessen Sinn sich eben in jener Unterrichtsverteilung wiederholte. Weiter, es kamen ja in den traktierten Schriften des Aristoteles selber analoge Unterscheidungen in Bezug auf Stoff und Methode wirklich vor und waren zu besprechen. Endlich, es ist auch im nacharistotelischen Altertum mehrfach die gleiche Didaktik in der Praxis nachgeahmt worden, und in der Literatur wird öfter darauf hingewiesen, u. a. von dem im Mittelalter vielgelesenen Cicero. Nimmt man all dies zusammen, so dürfte es doch wohl so gewesen sein, daß auch bei der Einrichtung und Benennung der Doctores de mane und de sero die antike Tradition mindestens nicht unbeteiligt blieb.

Diese Proben werden genügen. Was nun den Namen Akademie selbst angeht, so wird er im Mittelalter für Universitäten nicht verwendet. Seine Ausbreitung auf diese Institute kommt von den gelehrten Gesellschaften dieses Titels her, die sich seit der Renaissance von Italien ausgehend so stark vermehrten. Mit der berühmtesten Stiftung dieser Art, der Medizeerakademie von Florenz, war ja nichts geringeres beabsichtigt als die Wiedereröffnung der alten, dereinst von Justinian geschlossenen platonischen Akademie selber. War doch ihr folgenreiches Hauptunternehmen, durch Marsilio Ficino dem Abendland endlich den ganzen Plato in lateinischer Gestalt zugänglich zu machen, bekanntlich dann ein Hauptferment des im Gegensatz zum mittelalterlichen Aristotelismus neu sich bildenden modernen Geistes. Wie beliebt nach und nach mit dem Umsichgreifen dieses Geistes der altneue Name Akademie bei den Universitäten geworden ist — Helmstedt z. B. heißt schon von vornherein so —, das zeigt vielleicht nichts so deutlich wie die Leibnizische Gründung in Berlin. Damals sprach man lieber von einer »Sozietät der Wissenschaften«, weil ihr späterer und heutiger Titel Akademie zu jener Zeit in Deutschland ganz insgemein eine Universität bezeichnete.

So also steht es mit unserm Beiwort »akademisch«. Doppelt gehört es uns zu, als ein antikes und als ein Erbe der Renaissance, die den ehrwürdigen Namen von Platons Schule erneuert hat.

Es ist nun aber unlängst lebhaft bestritten worden, daß dieser Erbgang, auf den wir stolz sind, im Sinne Platons selber sei. Der würde vielmehr die moderne Universitas Litterarum durchaus ablehnen. Ernst Howald<sup>1</sup> behauptet, Usener und andere hätten mit Unrecht auf Platon zurückdatiert, was erst Aristoteles organisiert hätte. Peripatetiker dürften wir uns nennen, Akademiker nicht. Der echte Platon müsse, wenn wir an die heutige Tatsachenforschung denken, geradezu antiwissenschaftlich heißen. Ihm ging der Sinn ganz ab für den Indikativ »es ist«, er war eine Imperativnatur: »so soll es sein« (S. 15). Ein Prophetenamt übt er aus, und »Prophetie und Wissenschaft, das geht nicht zusammen«. Seine Schule wiederholt die Lebensgemeinschaften der Pythagoreerorden, da gab es eigentlich gar keine Schüler, sondern nur Jünger. Die wirklichen Vertreter von unserer Art Wissenschaft, das waren damals die Sophisten, und die hat Platon leidenschaftlich bekämpft. Ist ihm doch diese sinnfällige Welt des Werdens und Vergehens nur eine Scheinwelt, die auf sie bezogene Erkenntnis nichts als ein εἰκὼς λόγος, d. h. weniger noch als Wahrscheinlichkeit, vielmehr Gleichnis, Dichtung, ja ein Spiel nur für den Geist. Selbst der tief sinnige naturphilosophische Dialog Timaeus wäre nichts als ein Scherz, schon von der ersten Schülergeneration, einschließlich Aristoteles, als solcher nicht erkannt und mißverstanden. Nun, ich denke: ganz abzu- sehen davon, daß diese Männer Platon persönlich kannten und seine geistige Luft selber geatmet hatten, sie wußten vielleicht eines besser wie der geistreiche Züricher Philologe: wenn ein formensicherer Künstler wie Platon einen Scherz beabsichtigt, so wählt er dafür unter den Stilarten nicht die ausgesprochen erhabene, ja hieratische, es sei denn zu parodischem Zweck, was auf den Timaeus nicht zutrifft.

Wir dürfen vor allem eins nicht übersehen, wenn wir nach dem positiven Wissenschaftsbetrieb der Akademie fragen. Wir kennen Platon nicht wie Aristoteles im Werkeltag der in Schulschriften abgespiegelten Lehrtätigkeit, wir haben ihn sozusagen nur feiertäglich, in seinen Dialogen, die keine Schulschriften, sondern Literatur sind, künstlerische Gebilde, die eben deshalb vieles nur in Hüllen uns entgegentragen. Trotzdem, auch sie ergeben ein anderes Bild, als Howald es zeichnet. Gerade neuerdings beginnt sich da selbst bezüglich des eigentlich Philosophischen eine Voraussetzung neu zu bewähren, die den letzten mehr

---

<sup>1</sup> Die Platonische Akademie und die moderne Universitas Litterarum (Bern 1921).

historisierenden und im Bann des Entwicklungsgedankens stehenden Generationen ferner lag, die Voraussetzung systematischen Zusammenhangs und fachlich-methodischer Strenge<sup>1</sup>. Und wenn dem gegenüber auf das gleichfalls erst neuerdings wieder anerkannte Selbstzeugnis Platons verwiesen wird, wonach er die letzten und höchsten Erkenntnisse der Intuition vorbehielt, so wollen wir hoffen, daß Howald hiermit nicht jede Fachphilosophie, deren Erkenntnistheorie die Intuition einschließt, für außerwissenschaftlich erklären wollte, sonst könnte es ihm gegenwärtig schlimm ergehen. Und nun die Einzelforschung bei Platon. Da war z. B. seine Mathematik wahrlich mehr als nur die spielerische *Mathematica Mystica*, von der Howald spricht. Das zeigt soeben wieder ein tiefeindringendes Buch von Julius Stenzel über »Zahl und Gestalt bei Platon und Aristoteles« (Leipzig 1924). Schon früher war durch erfolgreiche Arbeiten die Vorstellung beseitigt, Platon verdanke das Beste auf diesem Gebiete den Pythagoreern. Ferner ist heute die Meinung zerstört, der große Atomist Demokrit sei von Platon ignoriert, wenn nicht gar totgeschwiegen worden. Im Gegenteil, durch seine in den letzten Jahren mit Sicherheit nachgewiesene Auseinandersetzung gerade mit Demokrit ist Platon zu der damals neuen und wahrlich bedeutenden Forderung einer auf die Mathematik gegründeten Naturwissenschaft und weiterhin, zuerst im Altertum, zum Begriff des Naturgesetzes gelangt. Auch zur medizinischen Fachwissenschaft wurden immer deutlicher Beziehungen ermittelt, die ein systematisches Studium der Fachliteratur voraussetzen. Und dann die andere Seite. Da darf man sich in den staatsphilosophischen Werken durch die Zeitlosigkeit und Absolutheit des Gestalteten nicht beirren lassen. Wer die Abschnitte in der Republik aufmerksam liest, die von den staatlichen Fehlformen und Krankheitstypen, d. h. nach dieser idealistischen Lehre: die von der idealfernen staatlichen Wirklichkeit handeln, der kann nicht verkennen, daß hinter all der pathologischen Symptomatik nicht nur persönliche Erlebnisse, sondern auch dokumentierte Geschichtskennntnisse von großem Umfang stecken. Und nun gar in den »Gesetzen«, da ist die Beziehung auf die tatsächlichen Rechte längst anerkannt, da bieten sich sogar, was ein Sachkenner wie Partsch mir öfter ausführte, für die griechische Rechtsforschung Fundstätten dar, die erst noch ausgebeutet werden müssen. Ein Hauptgrund endlich, den wir gegen Howald geltend machen müssen, ist der folgende: Als der alte Platon seine dritte Sizilienfahrt antrat, hat er als seinen Statthalter in der Akademie den Pontiker Herakleides bestellt, einen ausgesprochen den

---

<sup>1</sup> Vgl. jetzt besonders E. Hoffmann, im Anhang zu Zeller II<sup>5</sup>.

Einzelwissenschaften zugewendeten Forscher von aristotelischer Vielseitigkeit, der nicht umsonst im Altertum von manchen geradezu für einen Peripatetiker gerechnet wird. Der Stifter der Akademie kann demnach unmöglich, auch nicht zu einer Zeit, wo schon die pythagoreisierenden Tendenzen seines Alters ihn leiteten, den peripatetischen Methoden und Zielen, d. h. der Einzelwissenschaft, so fern gestanden haben, wie Howald uns einreden will.

Freilich, wenn wir uns fragen, wie konnte solche Vorstellung überhaupt aufkommen, so ist da eine Eigenart des platonischen Geistes, die auch andere Gelehrte veranlaßt hat, Howald zuzustimmen<sup>1</sup>. Es ist kurzgesagt Platons Mystik, die sinnenfeindliche und diesseitsscheue, jenes Vorspiel, wie man glaubt, zu der späteren Orientalisierung der Antike, welches man von altersher je nach der eigenen Weltanschauung entweder zu preisen oder zu beklagen pflegt. Der Erbgang der Wissenschaft wird dann nur an die intellektualistischen Elemente der platonischen Philosophie angeknüpft, aber die seien in der historischen Auswirkung des Platonismus leider nicht das Entscheidende gewesen. Nach modernem Wissenschaftsgeist beurteilt, wirkte Platon wie Howald sagt: antiwissenschaftlich.

Die Frage nun, ob denn die Mystik tatsächlich, wie einst Erwin Rohde lehrte, ein fremder Tropfen Blut im Griechentum gewesen ist, steht hier nicht zur Erörterung. Neuerdings tritt neben die Orienthypothese insofern eine innergriechische, als man neben anderen Dingen auch bestimmte religiöse Elemente dieser Art von den alten Völkern der Aegäis herzuleiten sucht, deren Zusammenwachsen mit nordischen Zuwanderern das eigentliche Hellenentum erst begründet hat. Doch ungriechisch oder nicht, hier kommt es nicht auf die Ursprünge, sondern auf die Wirkungen an. Und da fällt denn doch die Tatsache schwer ins Gewicht, daß die Renaissance, ihrem innersten Wesen nach wahrlich sinnenfreudig, diesseitig und wissenschaftsbegeistert, durch die platonische Mystik in gar keiner Weise davon abgeschreckt wurde, gerade Platon, überdies den damals noch sehr neuplatonisch angeschauten Platon, zum Bannerträger des modernen Geistes zu wählen. Darin liegt nun doch, was auch sonst Erfahrungen alter wie neuer Zeit bestätigen, daß Wissenschaft und Mystik (das Wort in dem Sinne gesetzt, der für Platon in Betracht kommt) gar nicht so unvereinbare und gegensätzliche Dinge sind, wie manche glauben. Personalunionen dieser Art hat es genug gegeben. Sie können sehr gesund und fruchtbar sein, sie können eine Harmonie der Seelenbereiche bedeuten, die

<sup>1</sup> So W. Nestle, Griechentum und Platonismus. Beilage des Staatsanzeigers für Württemberg 1924, Nr. 3 und 4.

manches moderne Menschenkind vielleicht nur deshalb ablehnt, weil ihm schmerzlich klar ist, wie sehr eine solche Harmonie der eigenen zwiepältigen Seele mißlungen ist.

Gerade unsere von neuen Wertungen des Irrationalen erfüllte Gegenwart darf sich des Ahnen- und Führertums Platons nicht entschlagen, der so vorbildlich den strengen λόγος und die gottheitsvolle μουσική zu vereinigen wußte. Sie wird es und will es auch nicht. Man müßte blind sein, wollte man die allgemeine Teilnahme nicht bemerken, die sich ihm, lang vor dem Kriege schon, erneut zugewendet hat, wie einem ganz Lebendigen. Von Platons Geist hofft eine ungeduldige Jugend die vielfach als verloren empfundene Befriedigung des Gemütes durch die Wissenschaft, hofft sie ein Hinausschreiten auch über bewährte Methoden und Ergebnisse des neunzehnten Jahrhunderts. Soweit in solchem Streben mehr steckt als ästhetisches Getue und anspruchsvolles Sonderbündeln, mehr steckt als jener Egoismus, der statt der Frage, was werde ich dereinst für die Wissenschaft bedeuten, nur zu fragen weiß, was bedeutet sie mir?, endlich: mehr als der naive Glaube, es lasse sich, was allein die hingebende Einzelarbeit von Generationen leisten kann, durch eine tumultuarische Improvisation erreichen (womöglich gar mit den plumpen Sprengmitteln dieser un-deutschen, weil ideenlosen Revolution), — soweit also die Abkehr vom Alten ernst zu nehmen ist, wird jeder, der ein rechter Akademiker ist, gerne selber mit voranschreiten. Haben doch niemandem reaktionäre Gesinnung und Epigonenromantik ferner gelegen als unserem Ur-ahnen Platon. Gewiß, ein sogenannter Fortschrittsmann, das war er zu allerletzt. Er wußte, der Freigeist ist noch lange kein freier Geist, sondern öfter nur frei von Geist. Gar vieles hat er starr und autoritär festgehalten, aber das war, wie man<sup>1</sup> es glücklich formuliert hat, niemals das Gewesene, sondern das Ewige! »Gott das Maß aller Dinge«, so spricht der Greis, der selbst einmal als Jüngling in allen Gassen Athens die Losung des Sophistenrelativismus vernommen hatte: »Der Mensch das Maß aller Dinge.«

Vielleicht ist eben dies — und das wäre denn wohl ein Teilstück gerade von dem, was seine Mystik heißt — sogar das Beste, was der Archeget uns akademischen Nachfahren von heute zu sagen hat. »Nimm die Gottheit auf in deinen Willen« — auch in deinen Willen als Akademiker, sei es nun als Forscher und Lehrer, sei es, liebe Kommilitonen, als Student. Die so verstandene Wahrheit wird euch freimachen, unser Freiburger Hauspruch steht in der Bibel!

---

<sup>1</sup> Kurt Singer, Platon und das Griechentum (Heidelberg 1920) 33.

Mit solcher Wahrheit und Freiheit, das bedeutet: mit solcher Bindung zugleich und Vorwärtsgesinnung innerlichst erfüllt, seid ihr am besten gerüstet auch für alles, was von der akademischen Jugend die große nationale Stunde fordern wird, von der jetzt nur Gott allein weiß, wann und wie sie möglich ist. Er wird das deutsche Volk nicht verlassen, wenn dieses zuvor nicht ihn verläßt.

Vom uralten Adelsbrief der Civitas Academica habt ihr heute gehört. Wir legen stolz und fest die Faust darauf, aller Mißgunst der Zeitgesinnung trotzend. Aber Adel ist kein Vorrecht, er verpflichtet. Auf das akademische Pflichtgefühl soll sich das Vaterland verlassen dürfen.